



Leseprobe

Aris Fioretos

Die halbe Sonne

Ein Buch über einen Vater

Übersetzt aus dem Schwedischen von Paul Berf

ISBN (Buch): 978-3-446-24121-3

ISBN (E-Book): 978-3-446-24264-7

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-24121-3>

sowie im Buchhandel.

Vor dem Unfall

Der Vater sitzt auf einem Hocker in der Badewanne. Sein Rücken ist gekrümmt, die Hände bedecken das Geschlecht. Der Sohn gleitet mit dem Badeschwamm über die Schultern, das Rückgrat hinab – sieht Narben und Leberflecken im Seifenschaum verschwinden. Die Schulterblätter wirken so schutzlos. Aus den Achselhöhlen lugen abstehende Haare. Sie glänzen grau, hier und da weiß. Als er den Rücken abspült, fühlt sich die Haut glatt an. Denkt: Zerbrechlicher Papa. Dann: Jetzt bist du ganz neu.

Weitfortistan

Es ist halb fünf am Nachmittag. Aus dem Arbeitszimmer in der ersten Etage dringt nur das Geräusch des knarrenden Ventilators. Draußen Sonne, drinnen Stille. Der Sohn öffnet die Tür einen Spaltbreit, zieht den Vorhang auf. Die Jalousien sind heruntergelassen, die Fenster stehen offen. »Schläfst du?«

Der Vater liegt halb aufgerichtet auf dem Diwan, ein Laken auf den Beinen und sieben Kissen im Rücken. Die Lesebrille ist heruntergerutscht, die Augen sind geschlossen. In der einen Hand hält er noch einen Kugelschreiber, in der anderen zwei, drei Din A-4-Blätter. Einige weitere liegen auf seinen Beinen. Ein paar hat er zerknüllt und auf den Fußboden geworfen – eckige Wolken, verworfenes Gewitter enthaltend. Auf dem Beistelltisch steht das obligatorische Glas Wasser, daneben liegen die Medikamente. *Madopark, Stalevo, Furosemid, Digoxin, Exelon* ... Kleine Pulvergötter ohne Gesichter, fast ohne Geschichte. Einige Tabletten sind

rund, andere länglich und zweifarbig. Ihre Formen lassen einen an Weltraumreisen und Pop-Art denken, an eine Epoche, in der es für alles noch eine Lösung gab.

Der Sohn setzt sich ans Fußende, legt die Hand auf das Laken. »Schläfst du, Papa?« Die Schnarcher sind ruhig, fast zufrieden, aber die langgezogenen Seufzer haben etwas Klagendes. Die Lider flattern. Der Sohn greift nach den Papieren im Schoß. Auf einem Blatt mit der Überschrift *Spuren* steht: *Vater / du lehrtest mich*. Die letzten beiden Wörter sind durchgestrichen und geändert worden in: *sagtest, ich sollte lernen*. Auf einer anderen Seite wird dreimal mit immer kleineren Buchstaben und in immer größeren Abständen derselbe Satz wiederholt: *Und ich lernte / Und ich lernte / Und ich lernte*. Die Hand ist immer noch fest, die Schrift trotz der Krankheit sorgfältig. Kaum zitterige Stellen, fast keine Unsicherheit. Auch die Akzente über den griechischen Buchstaben sind präzise – weniger Abdrücke einer Vogelklaue als Schläge des Taktstocks während einer Sonate.

Die Entdeckung macht den Sohn verlegen. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit der Lebensmittelhändler des Dorfs, mit zweiundsiebzig Jahren, starb. Als es passierte, studierte sein jüngstes Kind, ein zukünftiger Vater, in Wien Medizin. Wäre er zur Beerdigung zurückgekehrt, hätte ihn die Sicherheitspolizei verhaftet. Stattdessen fuhr er nach Schweden, um in den Sommermonaten Geld zu verdienen. Er durfte beim Witwer einer bekannten Schriftstellerin ein Zimmer mieten. Nach acht Tagen als Spüler in einem Restaurant hustete er jedoch Blut, wurde in ein Sanatorium eingewiesen und blieb, als er wieder entlassen war, im Land.

Erst dreißig Jahre später zog er in die Heimat zurück. Die Jahre in Schweden fielen in die Blütezeit des schwedischen Wohlfahrtsstaates. Als er ankam, verputzte man gerade die Wände, als er das Land wieder verließ, waren die Tapeten ausgefranst, war das Parkett rissig.

Einige Jahre nach Beginn des neuen Jahrtausends schläft der Vater in dem Sommerhaus, das er wenige Kilometer außerhalb seines Geburtsdorfs erbauen ließ. Das nachmittägliche Nickerchen hat ihn bei der Arbeit am Porträt eines Menschen unterbrochen, den der Sohn nur aus Familienlegenden kennt. Und von dem Foto unten in der Küche. Dort sitzt der Patriarch auf einem Holzstuhl, bekleidet mit einem hellen Mantel, das linke Bein über das rechte Knie geschwungen. Der Schnurrbart ist grau meliert, aber getrimmt, in seiner Weste tickt eine Taschenuhr. Man schreibt die fünfziger Jahre, und es ist noch lange hin, bis sein siebtes Kind aus Schweden zurückkehren wird. In den schwarzen Augen funktelt es friedfertig, aber auch neckisch, als amüsiere er sich über etwas, was er weiß, anderen aber lieber nicht kundtun möchte. Der Großvater: eine männliche Sphinx in Halbschuhen.

Widerwillig liest der Sohn weiter. *Vater / du sagtest, ich solle deine Sprache lernen ...* Er wundert sich über die Aufforderung. Spricht der Ältere ein anderes Idiom als das angesprochene? Wie soll der Jüngere ihn dann verstehen? Und wenn nicht, warum muss der Jüngere es erst lernen? Spricht er es denn nicht schon, zumindest so gut, dass er die flehende Bitte verstehen kann?

Vater / du sagtest, ich solle deine Sprache lernen ... Der Vater, der sich von seinem Vater nicht verabschieden konnte, greift auf alle nur erdenklichen Arten zurück, *seinen* Kindern seine Sprache beizubringen. Die Rückreise ins Heimatland führt über Vokabeln, die so alt sind wie Götter oder zumindest Amphoren. Andere Möglichkeiten werden nicht genannt. Der Zoll, der am Grenzübergang entrichtet werden muss, besteht aus einer Erklärung im Präsens Indikativ, erste Person Singular: »Ich spreche Griechisch.«

Anfangs müssen die ältesten Söhne ihre Wochenendvormittage über den eigenhändig komponierten Vokabellisten des Vaters verbringen. Später bestellt er Bücher bei einer Firma in Athen. Aber diese Drucksachen enthalten zu viel Schriftsprache, weshalb sie rasch aussortiert werden. So reden nur Pfarrer und Obristen.

Das ist der Ton der Kirche und des Kasernenhofs. Da die Jungen die Gefahr einer ihm drohenden Gefängnisstrafe bereits als eine heimliche Auszeichnung betrachten, gelangen sie zu dem Schluss, dass es ein gutes und ein böses Griechisch gibt. Das gute wird von Auslandsgriechen gesprochen, ist modern und setzt nur über betonten Silben Akzente. Dass es dem Vater nicht gelingt, den Unterschied zwischen Akkusativ und Dativ zu erklären, sehen sie als Beleg dafür, dass die Sprache von Menschen in der Diaspora laufend modernisiert wird. Das böse Griechisch besteht aus einem Wirrwarr diakritischer Zeichen, verkompliziert das Kasus-system und erinnert einen am ehesten an eine Gefängniszelle. An Regeln gekettet kann sich keiner so bewegen, wie er will. Außerdem riecht das Idiom nach Weihrauch und Waffenfett.

Als schwedische Universitäten in den siebziger Jahren ihr Betätigungsfeld erweitern und für Frauen und Freundinnen von Gastarbeitern Abendkurse anbieten, hocken die Kinder über Arbeitsblättern, auf denen sie den Unterschied zwischen dem Akkusativ der Anklage und dem Dativ der Gabe ausloten können. Und ein paar Jahre später wird der staatlich verordnete Unterricht in der Muttersprache eingeführt – drei zusätzliche Schulstunden in der Woche, in denen sie sonst Fußball spielen könnten. Unterrichtet werden sie von einem Bekannten der Familie, einem Philologen, der ein properes Schwedisch spricht, auf seinem Schnäuzer kaut und verlegen erklärt, dass er sie nur mit befriedigend benoten könne. Sonst werde ihn die Schulleitung der Bestechlichkeit aus Freundschaft bezichtigen.

Die meisten Bemühungen des Sohnes erweisen sich als vergeblich. Als Sechsjähriger ist er viel zu bockig, um sämtliche Vokabeln zu lernen, als Zwölfjähriger antwortet er »Ja, ja«, ohne den Erklärungen zu lauschen, als Sechzehnjähriger lässt er sich immer neue Entschuldigungen einfallen (»Ich habe Training«, »Wir schreiben morgen eine Arbeit«, »Ich lese lieber Nerval« ...). Sein Repertoire an Ausreden wächst Jahr für Jahr. Genau wie sein

schlechtes Gewissen. Wie bei einem bösen Erbe ahnt er, dass das Griechische nicht nur zu einer Bürde, sondern auch zu einer Niederlage werden wird – der endgültige Beweis für seine Unfähigkeit, den Erwartungen zu entsprechen. Außerdem fragt er sich, wie er jemals seine Pflicht erfüllen können soll, wenn er doch nie mehr als ein Befriedigend erreichen wird. Gleicht der Weg zur Muttersprache nicht einem Bußgang?

Vater / du sagtest, ich solle deine Sprache lernen ... Am Fußende sitzend überlegt der Sohn, was dieser Satz bedeutet, während sich der Vater fortträumt – an einen Ort ohne Zölle und Drill, an dem die roten Hähchen nie in Habtachtstellung stehen werden.

Daredevils

Graues Licht, Wind, einzelne Schauer. Es ist ein Januartag zu Anfang des neuen Jahrtausends. Der Vater erkundigt sich, ob der Sohn Lust habe, ihn hinauszubegleiten. Er steht in Strümpfen, hat die russische Mütze jedoch schon aufgesetzt. Seine Augen leuchten lausbübis. Der Sohn schnürt ihm die Stiefel zu, zieht den Reißverschluss der Jacke hoch. Dann nimmt der Vater den Stock, der an das Sommerhaus gelehnt steht, und geht zu den Hunden, die vor Freude wild bellen. Wegen seiner Krankheit fällt es ihm schwer, differenziertere Bewegungen auszuführen oder sich schnell zu bewegen. Als er die Tiere angeleint hat, ziehen sie sofort, ungestüm und selig. Der Vater stolpert hinterher – stolz darauf mitzuhalten, heiter erschrocken über ihre Zugkraft. Der Sohn sieht sie durchs Gartentor verschwinden, zum Meer hinunter. Er kann beim besten Willen nicht entscheiden, wer hier wen führt. *Daredevils*, denkt er und sucht nach dem schwedischen Wort.

Als er die Felder erreicht, auf denen die Bauern der Umgebung im Sommer Melonen anbauen, sieht er die Hunde das wellige Terrain überqueren. Die Tiere streben in verschiedene Richtungen,

ihr Herrchen folgt ihnen mit ausgestrecktem Arm. Manchmal bleiben die Hunde stehen und streiten sich um den limettengrünen Tennisball. Dann holt der Vater sie ein und kann das Leinenknäuel entwirren. Noch aus der Ferne sieht man ihm den Spaß an dem Tumult an. Der Sohn schert sich nicht um den kalten Schweiß, der wohl auf seiner Stirn glänzen wird, oder darum, dass das Herz des Vaters unter dem Hemd sicher wie verrückt pocht. Aus den Olivenhainen hört man einzelne Schüsse; jemand jagt Singvögel. Hundert Meter entfernt tost das Meer.

Am Strand werden die Hunde von der Leine gelassen. Sie sausen wie Geschosse davon. Regelmäßig spritzt feuchter Sand in die Luft. Im nächsten Moment laufen sie mit triefenden Schnauzen durchs seichte Wasser. Sie balgen sich und schnappen, wagen sich einen Meter hinaus, machen aber blitzschnell kehrt, wenn eine neue Welle heranrollt. Ab und zu schütteln sie in einer Wolke aus Sand und Meerschäum ihr Fell. Der Vater geht mit Stock und Hundeleinen in den Händen, spricht über nichts Besonderes. Gelegentlich pfeift er gellend oder ruft Kommandos. Der Sohn denkt, dass die Hunde seine neuen Kinder geworden sind. Neben ihnen zischen unablässig die grauen Wellen.

Nach einer Weile muss sich der Vater ausruhen. Sie gehen zum schütterten Strandgras hinauf, suchen Schutz zwischen den Dünen. Der Wind hat aufgefrischt. Der Sohn nimmt die Hände des Vaters, hilft ihm beim Hinsetzen und setzt sich anschließend so, dass ihm der Sand nicht ins Gesicht weht. Als aus den Olivenhainen weitere Schüsse herüberschallen, zuckt der Vater zusammen. Sagt, dass seine Kinder niemals eine Waffe tragen dürfen. Er schaut sich um, vergräbt die Fäuste in den Taschen und beginnt, über den Bürgerkrieg zu sprechen, der ausbrach, als er sechzehn war. Er erzählt von einem Land in Not und unschuldigen Familien, die hart getroffen wurden, er versucht, unberührt zu erscheinen. Kurz darauf entdecken die Hunde, dass ihnen keiner mehr folgt. Sie schnüffeln aneinander, winseln und wirken unsicher, dann ren-

nen sie pfeilschnell los. Als sie die Füße des Vaters erreichen, suchen sie seine Aufmerksamkeit. Er versucht, sie zu streicheln, kommt aber nicht an ihre Schnauzen heran. Dann greift er sich ans Herz, grimassiert.

Draufgänger.

Abgang

Die Generalprobe findet zwei Jahre vor dem Unfall in einem schwedischen Keller statt. Die Zeit: ein Tag Ende August. Der Ort: die Treppe, die zum Sommerhaus hinaufführt. In den Rollen: DER MANN (der Vater), DIE FRAU (die Mutter), zwei SCHÄFERHUNDE (der eine vom früheren Besitzer nach Jack Ruby benannt, der andere mit dem türkischen Wort für »Wächter«, *veli*, getauft), eine TELEFONSTIMME, RETTUNGSSANITÄTER.

DER MANN (ein Grieche) tritt aus der Tür. Er setzt sich gerade einen Khaki-Hut auf. Die Füße stecken in Newport-Sandalen, die Klettverschlussbänder hängen lose.

DER MANN (*ruft*): Bin in einer Stunde zurück!

Er schließt die Tür. Als er den Riegel des Verandators aushakt, winseln und bellen am Fuß der Treppe die SCHÄFERHUNDE. Ihre Freude verleitet ihn dazu, seinen Sandalen keine Beachtung zu schenken.

DER MANN (*lacht*): Wartet, ihr Kläffer, wartet ...

Er versucht, sich zu beeilen, tritt jedoch auf einen der Klettverschlüsse, stolpert und fällt kopfüber. Irgendwie reißt er dabei die eine Torhälfte mit. Später wird es heißen, das Poltern habe geklungen wie brechendes Eis. DIE FRAU (eine Österreicherin) rennt hinaus, in der Hand ein Küchenhandtuch.

DIE FRAU (*leise*): Du lieber Gott ...

Sie eilt die Treppenstufen hinunter, dreht ihren Mann um, untersucht Kopf, Arme, Beine. Das Gesicht ist blutüberströmt.

Den schwachen Reaktionen nach zu urteilen, steht er unter Schock und ist möglicherweise kurz davor, ohnmächtig zu werden. Sie wischt ihn mit dem Handtuch ab, muss aber auch das Kleid benutzen, um das Blut zu entfernen, das weiterhin von Nase und Kinn rinnt. Die Augen ihres Mannes schwellen zu. Auch an den Händen und Knien blutet er stark. Als DIE FRAU sich vergewissert hat, dass er atmet, lässt sie ihn mit dem Handtuch unter dem Kopf liegen. Sie eilt die Treppe hinauf, dreht sich auf der obersten Stufe um, zögert kurz, die Faust auf den Mund gepresst. Dann geht sie zum Telefon im Haus und wählt die Nummer des nächstgelegenen Krankenhauses.

TELEFONSTIMME: Ja?

Der Hörer wird klebrig, während DIE FRAU erläutert, was passiert ist. Immer wieder stellt sie sich in die Tür und ruft DEM MANN zu, er solle wach bleiben.

TELEFONSTIMME: Wir schicken einen Krankenwagen. Sorgen Sie dafür, dass er bei Bewusstsein bleibt. Aber versuchen Sie bitte nicht, ihn zu bewegen.

Als die Frau zurückkehrt, hört es sich an, als wollte ihr DER MANN etwas sagen. Sie legt seinen Kopf in ihren Schoß, bleibt sitzen. Aus Angst, den Kontakt zu ihm zu verlieren, spricht sie die ganze Zeit mit ihm. Eine Stunde später trifft der Krankenwagen ein. Der Mann, der nicht am Steuer sitzt, steigt aus, wirft seine Zigarette fort, formt die Hände zu einem Trichter.

RETTUNGSSANITÄTER (*ruft*): Die beißen doch nicht, oder?

Er nickt zu den Hunden hin, die auf der Innenseite des Tors hochspringen.

DIE FRAU (*strengh*): Rubis! Velis!

Die Hunde trotten zu ihrer Hütte. Ihre Schnauzen sind rot.

Pfui Teufel

Als sich der Vater erholt hat, wird er fotografiert. Auf dem Bild sitzt er aufrecht im Bett, mit einem Verband um den Kopf. Seine Augenhöhlen sind lila und blau, die Wangen von Schürfwunden vernarbt. Im offenen Pyjamakragen sieht man Blutergüsse von der Größe verfärbter Sonnenrosen. Am ehesten ähnelt er Hemingways griechischem kleinen Bruder. Er strahlt, so gut es geht, flucht erleichtert auf Deutsch. Glaubt, das Schlimmste überstanden zu haben.

Unter der Haube

Brenzlige Situationen gibt es vor dem Unfall bei einem Besuch in Schweden eine Reihe. Wenn keine Sandalen Mätzchen machen oder Marmorböden spiegelglatt werden, fällt der Vater stattdessen, wenn er zu nächtlicher Stunde aus dem Bett aufstehen möchte, oder der Duschvorhang gibt nach, als er so lange die Balance zu halten versucht, dass er aus der Badewanne steigen kann. Am schlimmsten sind jedoch die Medikamente. Die Pillen aufeinander abzustimmen ist ähnlich kompliziert wie die Wartung eines Formel-1-Boliden. Es ist eine Sache, die Vorschriften einzuhalten – das kann jeder mit ein wenig Sinn für Ordnung. Eine andere ist es jedoch, die wechselseitige Beeinflussung der Medikamente zu berechnen. Eine Woche funktioniert eine bestimmte Kombination. Die Mutter nimmt die Feinjustierung der Dosierungen vor, sorgt dafür, dass die Pulver zu festen Uhrzeiten eingenommen werden, und betrachtet zufrieden ihr Werk. Plötzlich hat ihr Mann etwas von seiner alten Rüstigkeit zurückbekommen. Mit gespielter Sorge erklärt sie: »Demnächst fängt er noch an zu joggen.« Sie empfindet den gleichen Stolz, den ein Mechaniker verspüren muss, wenn er die letzten Dichtungen angezogen

hat und den Wagen aus dem Depot rollen sieht – sanft schnurrend, eine Katze mit V8-Zylindern.

Doch diese Phasen pharmazeutischen Glücks währen selten lange. Bald stottert die Maschinerie von neuem. Der Vater wird träge oder zittrig, der Blutdruck sinkt auf ein alarmierendes Niveau, sein Puls schlägt mal so, mal so. Wieder muss die Ehefrau seine Motorhaube anheben. Mit der Zeit entwickelt sie sich zu einer solchen Expertin, dass sie den Neurologen Ratschläge erteilen kann. Sie mögen zwar mehr über chemische Prozesse und Nomenklatur wissen, aber sie hat die praktische Erfahrung. Da steht sie, die Schirmmütze in den Nacken geschoben und Putzwolle in den Händen, nur auf eines bedacht: bestmögliche Fahreigenschaften.

Schau!

Nach seinem täglichen Spaziergang durch den Garten streckt der Vater ihm eine halbierte Apfelsine entgegen. Der Handteller glänzt von Saft, in der anderen Hand funkelt das Küchenmesser. Seine Freude ist unverfälscht. Hier, nimm!, drängt die Hand. Die Aufforderung enthält ebenso viel Überraschung wie Stolz. Der Sohn denkt, sie soll bedeuten: Sieh, welche Schätze uns die Natur schenkt. Was will man mehr? Fruchtfleisch und Saft! Aber auch: Aus unserem Garten, fast ohne unser Zutun. Du bekommst sie von mir – eine halbe Sonne!

Den Vater zieht es zum einfachen Leben. Papier, Stift und Stille. Brot mit Öl und Tomaten. Tisch und Stuhl in einem Zimmer. Aussicht auf Berge. Aussicht auf das Meer. Oder wie hier: ein halbiertes Planet. Das Ideal: frei unter dem Himmel. Das Credo: Ich singe meine Freude.

Im Gegensatz dazu stehen die schlingernden Jahre vom Gymnasiasten mit Tuberkulose während des Bürgerkriegs bis zum Vier-

kinderpatriarchen in einem Bungalow mit zwölf Hausteletonen und insgesamt neunzig Meter langen Fluren. Er bleibt selten mehr als ein paar Jahre an einem Wohnsitz. Neue Anstellungen, neue Abenteuer. Und lebt konsequent über seine Verhältnisse – nicht aus Leichtsinn oder Dummdreistigkeit, sondern weil er keinen Grund sieht, sich von Hindernissen hemmen zu lassen, die er als läppisch oder beleidigend empfindet. Das letzte Mal schuldenfrei ist er Mitte der sechziger Jahre, zwischen dem zweiten und dritten Kind, und er verschont seine Frau nicht einmal dann mit Gastspielen als Aushilfspersonal in einer nordschwedischen Poliklinik, als er schon die medizinische Fakultät einer neugegründeten Universität in seinem Heimatland aufbaut.

Als der Sohn an diesem Frühlingstag die Apfelsinensafttropfen auf der Veranda sieht, denkt er, dass sie die Spuren im Leben des Vaters nachbilden könnten. Ständige Sprünge von einer Stelle zur nächsten, immer in dem Glauben, dass die Glückseligkeit einen Schritt vorausliegt. Könnte ein Biograph die einzelnen Tropfen verbinden und zeigen, dass er recht behielt? Immerhin erbaut der Vater eine Welt mit wenig mehr als Lust, Fleiß und Ehefrau. Er kehrt ja zu seinen Wurzeln zurück. Und wird eine Erinnerung hinterlassen so stark wie Holz, Schwerkraft, Nachmittagslicht. Doch jede Station auf dieser Reise lässt ihn auch zur Ader. Als er sich schließlich in der Nähe seines Geburtsdorfs niederlässt, bleibt ihm nicht mehr viel Kraft. Oder Zeit.

Dennoch wird er ständig von Plänen angetrieben – eigenen und denen anderer. Wenn es nicht um die Grundstücke geht, die für die Kinder gesichert werden sollen, müssen Pflanzungen angelegt oder Bücher geschrieben werden. Dennoch bleibt das liebste Gesprächsthema für ihn die Frage, wie man die Voraussetzungen für das begehrteste Gut von allen begehrten Gütern schafft: Ruhe und Frieden. Mit einer solchen Aufgabe konfrontiert, kann der Vater sich niemals genug anstrengen. Seine Freude kennt keine Grenzen – und wird geteilt. Buchstäblich. Halbiert, aber ge-

meinsam bedeutet sie, dass keiner vor seinem Enthusiasmus sicher ist.

»Schau!«